

Werk

Titel: Satyros und Brey

Autor: Scherer, Wilhelm

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1880

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0001 | log12

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



I. SATYROS UND BREY.

VON

WILHELM SCHERER.



Goethe's Satyros, 1817 im neunten Bande (S. 307—336) der zwanzigbändigen Cottaischen Ausgabe zuerst gedruckt, hat wie bekannt sehr verschiedenartige Deutungen erfahren. Riemer meinte, »ohne Zweifel« sei mit der Haupt- und Titelfigur der Schweizer Christoph Kaufmann gemeint (Mittheil. 2, 535). Gervinus (Dichtungsgeschichte, vierte Ausg. 4, 485) dagegen bemerkte, wenn das Stück nicht ein Stich auf Basedow's faunistisches Wesen, seine Reformationswuth und gotteslästerliche Paradoxien sein solle, so wisse man es überhaupt nicht zu beziehen. Viehoff (Goethe's Leben, vierte Ausg. 2, 110), Vilmar (Nationallitteratur, zwölfte Aufl. 470), Ebeling (Com. Litt. 3, 738) und mit ausgeführter Motivirung Woldemar von Biedermann (Goethe-Forschungen, Frankfurt 1879, S. 9—20) schlossen sich ihm darin an. Bergk (Acht Lieder von Goethe, Wetzlar 1857, S. 75) wies beide Ansichten sehr entschieden ab und erklärte ebenso entschieden: »Im Waldteufel ist

Heinse wie er leibt und lebt mit keckem, unübertrefflichem Humor geschildert: Hermes ist Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin Betty, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern Lene und Lotte«. Allenfalls hätte er sich auf Wieland (Ausgew. Br. 3, 173) berufen können, welcher Heinse »diesen Satyr« nennt. Goedeke ging im Grundriss S. 718 mit Gervinus, im Leben Goethe's (Stuttgart 1874) S. 110 und in Schnorr's Archiv 6 (1877), 228 mit Bergk; aber in der Einleitung zum zweiten Bande der zehnbändigen Ausgabe (Stuttgart 1875) S. XIII sagt er: »Möglicherweise gab eine der Wetzlarer Bekanntschaften, Goué oder Gotter, die beide bei Goethe nicht viel galten, oder eine Persönlichkeit aus dem Frankfurter Kreise selbst, wie Klinger oder Leopold Wagner, Veranlassung«. Andere, ich weiss nicht gleich wer, haben an Lavater gedacht. Julian Schmidt (Gesch. des geist. Lebens 2, 629; Preuss. Jahrb. 39, 373) und Adolf Schöll (Deutsche Rundschau 12, 519) machen darauf aufmerksam, dass im Satyros ein gutes Stück von Goethe selbst stecke. Nath Wilmanns (Schnorr's Archiv 8, 227—299) lägen Pariser Ereignisse aus dem Anfange der sechziger Jahre zu Grunde: der Eremit wäre Rousseau, der Satyros d'Alembert, Psyche Fräulein Lespinasse; Goethe hätte die Sachen von Leuchsenring, Leuchsenring von Julie Bondeli, Julie Bondeli von Rousseau selbst erfahren. Schäfer (Goethe's Leben, dritte Aufl. 1, 175), Strehlke (bei Hempel 8, 145) u. A. lassen die Person unentschieden. Rosenkranz (Goethe und seine Werke 1847 S. 212), der das Stück eine der rundesten, vollendetsten Compositionen Goethe's nennt, bemerkt: »Er machte den Satyros zum Repräsentanten des Rousseau'schen Hypernaturalismus und des Voltaire'schen Hasses der positiven Religion«. Düntzer (in Hennebergers Jahrbuch 1855, S. 145, Neue Goestudien S. 43) widerspricht Goethe's eigenem Zeugnisse mit der Ansicht: »Eine bestimmte Person dürfte bei Satyros kaum

vorgeschwebt haben«. Das Drama sei ein Gegenstück zum Pater Brey, manche Erscheinungen jener Zeit hätten Züge dazu liefern können: den Christoph Kaufmann habe Goethe im Satyros »fast vorgeschaut«, auch St. Germain, Cagliostro seien ähnlich. An Rosenkranz und Düntzer schliesst sich Hettner an (Gesch. der deutschen Litt. im achtzehnten Jh. 3, 1, S. 171); »Satyros ist nicht, wie man gemeint hat, rein persönlich auf Basedow zu beziehen, sondern auf die Uebertreibungen Rousseau's und seiner Schule überhaupt«. Uebereinstimmend endlich bemerkt Herr v. Loeper (zu Dichtung und Wahrheit 3, 358) der Satyros sei eine Satire auf die deutschen Nachahmer Rousseau's, er treffe eine ganze Zeitrichtung und nur mittelbar die Personen, welche ihr folgten, wie Klinger und in manchen Zügen Basedow. Kaufmann und Wezel, »dessen Leben ganz der Satyros- und damit verwandten Robinson Krusoe-Tendenz verfiel«, seien dem Dichter noch unbekannt gewesen. In der Sprache persiflire er seine eigene Manier.

Allen diesen Versuchen, Meinungen, Behauptungen gegenüber habe ich die Ansicht zu begründen gesucht, dass das Modell zum Satyros niemand anderer als Herder gewesen sei (Aus Goethe's Frühzeit, Quellen u. Forschungen 34, S. 43—68).

Ich war darauf gefasst, dass ich auf vielfältigen Widerspruch stossen würde. Ein befreundeter Goethe-Forscher schrieb mir: »Wollte ich pathetisch sprechen, so würde ich sagen: im Namen der Manen Herder's protestire ich gegen Ihre Hypothese«. Julian Schmidt behandelte in der Nationalzeitung vom 22. Mai 1879 meine Hypothese als eine ungeheuerliche Paradoxie, die er indessen — wie ich dankbar anerkenne — sorgfältig erörterte und zu widerlegen versuchte. Selbst Freunde, mit denen ich seit Jahren in erfreulichster Uebereinstimmung der Principien arbeite, haben ihren Beifall zurückgehalten. Andere, welche schon

beigestimmt hatten, sind durch das allgemeine Zetergeschrei wieder irre geworden. Und als epigrammatisches Urtheil aus einer Region, die ich nicht näher bezeichnen will, wurde mir mitgetheilt: »Einfälle, aber keine Methode«.

Ich habe nicht die Absicht, eine Discussion über die Methode anzuregen, durch welche man die Modelle zu satirischen Darstellungen ausfindig macht. Ich habe auch nicht die Absicht, eine neue eingehende Behandlung der Frage selbst vorzulegen. Denn ich glaube, dass sie sich nach einiger Zeit, wenn man sich an das Ungewöhnliche nur erst gewöhnt hat, mit Erfolg wird abschliessen lassen. Ich wünsche für jetzt nur ein paar Nachträge zu meiner Untersuchung zu liefern und die Hauptpunkte schärfer zu accentuiren.

Ueber die Art, wie Goethe dazu gekommen sein kann, Herdern als Satyros, als einen Waldmenschen oder Waldteufel aufzufassen, gab ich S. 46 eine Vermuthung, die in sich möglich war, die ich jetzt aber durch eine mehr einleuchtende ersetzen kann. Der in Herder's Kritischen Wäldern angegriffene Harles schrieb am 12. Dezember 1770 an den Hofrath Ring in Karlsruhe (Erich Schmidt, Im neuen Reich 1879 Nr. 26 vgl. *ibid.* II. S. 440): »Dass Sie mit Herder vergnügt gelebt, gönne Ihnen von Herzen; wenn er aber der critische Waldmann ist, wie er nach vielen Datis wohl bleiben wird, so beneide ich Sie nicht. Dann ist er mir zu sehr Faunus«. Ohne Zweifel haben wir in dem Stücke wie in der Briefstelle dieselbe Auffassung. Der Verfasser der Kritischen Wälder ist als Satyros nach derselben Methode bezeichnet, wie der Herausgeber des Teutschen Merkurs als Mercurius im Jahrmarktsfest. Ja, es lässt sich beweisen, dass Goethe selbst die Bezeichnung Faunus für Herder kannte, dass auch Herder sie kannte und dass Goethe Herdern gegenüber sie als bekannt voraussetzte. Oder wie anders will man folgende Briefstelle

aus der Zeit vor Herder's Uebersiedelung nach Weimar verstehen? Es war zweifelhaft, ob Herder's Wohnung rechtzeitig fertig werden würde; und Frau Herder war guter Hoffnung. »Behelfen — schreibt Goethe (Aus Herder's Nachl. I, 62) — müsst Ihr Euch freilich im Anfange; soll's aber gar nicht fertig werden können, so habt Ihr immer meine Wohnung und Platz genug drinn, und ich möcht' wohl ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben«.

Goethe hat die Kritischen Wälder gleich bei ihrem Erscheinen gelesen, wenigstens das erste Wäldchen. Am 14. Februar 1769 sagt er von Lessing (J. Goethe I, 58): »Er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herder's Wäldchen garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt«. Aber für den Satyros kommt wol hauptsächlich (als Bestärkung, nicht als Ausgangspunkt der Benennung) das zweite Wäldchen in Betracht und zwar besonders die Abhandlung gegen Klotz über die Schamhaftigkeit Virgil's und darin die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen. »Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? . . . Die Griechen zum Gefühl der Wollust geboren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offenen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen eingeweiht, sind noch nicht zum sklavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigne Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnen-trachten ihrer Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsern züchtigen Verhüllungen frei zu seyn? . . . So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unsrer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben will; so wenig will ich's den Griechen, in der Morgen-

röthe ihrer Sittlichkeit angestritten haben« (Krit. W. 2, 162—164).

Pröhle hat ferner auf eine von mir übersehene Briefstelle aufmerksam gemacht, welche meine Hypothese geradezu zu beweisen scheint (Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 45, vom 9. November 1879). Heinse schreibt an Gleim aus Düsseldorf am 17. Mai 1774: »Von Herdern hab ich hier ein Singspiel — Brutus — gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken. *Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben, welches desto besser ist, und besser ist, als seine Götter, Helden und Wieland, von dem ich mehr erwartete, eh' ich es gelesen hatte, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist*« (Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 123).

Welches andere Drama kann gemeint sein, als der Satyros? Alle sonstigen satirischen Dramen Goethe's haben andere Beziehungen, die wir kennen. Bloss der Satyros scheint übrig zu bleiben. Und war nicht Heinse in Fritz Jacobi's Nähe, dem Goethe solches Vertrauen schenkte, aus dessen Händen er später selbst ein Manuscript seines verloren geglaubten Satyros zurück erhielt?

Die Argumentation scheint zwingend. Aber sie scheint nur so; sie scheitert an dem Datum der Briefstelle (vgl. Julian Schmidt in der Nationalzeitung vom 15. November 1879). Im Mai 1774 bestand noch kein unmittelbarer, vollends kein vertrauter Verkehr zwischen Goethe und Fritz Jacobi. Heinse kann sich geirrt haben, und er hat sich vermuthlich geirrt: es wird wohl nur das moralisch-politische Puppenspiel in Betracht kommen.

Dasselbe besteht bekanntlich aus dem Prolog, Künstlers Erdenwallen, Jahrmarktsfest und Pater Brey. Von diesen Bestandtheilen lässt sich das Jahrmarktsfest zuerst nachweisen. Es ist zu Merck's Geburtstag, 11. April 1773,

verfasst, und gleich weiss Caroline Flachsland an Herder davon zu melden (Frühzeit S. 25, 37). Am 11. Juli 1773 schreibt dann Goethe an Frau von Laroche (Loeper S. 16): »Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen«.

Am 18. October 1773 verspricht er Johanna Fahlmer: »Den Jahrmarkt sollen Sie haben«. Und am 31. October 1773 sendet er »das Schönbartspiel«. Es kam am 5. oder 6. November (Jacobi Auserl. Briefw. I, 151; aber Goethe-Jacobi S. 11) in Düsseldorf an. Dass aber auch Künstlers Erdenwallen oder etwas ähnliches dabei war, ergibt sich aus Betty's Dank, wohl vom Tage nach Empfang, welche sich die Sendung zueignete: »Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht . . . Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergötzt: und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen. Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir gestern einige mahl angestimmt. Ergo!« Die Venusrede steht in Künstlers Erdenwallen, das Orgelum ist aus dem Jahrmarkt. Wenn die Empfängerin den Ausdruck »Drama« gebraucht, so mag das speziell auf Künstlers Erdenwallen in der damaligen Gestalt gehen.

In einem weitem Briefe an dieselbe Betty noch aus dem November (J. Goethe I, 397; er ist undatirt, aber die Bemerkung über die Autorschaft des »Väterchen« meldet Johanna Fahlmer am 3. December weiter an Georg Jacobi, Im neuen Reich 1875, Nr. 48) schreibt er: »Ich habe zwar keine Zeit meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stückchen Arbeit angefangen, stricte für Sie, und alle liebe Seelen die Ihnen gleichen nicht zur Nahrung, doch aber hoff ich zur Ergözung«. Mit Düntzer beziehe ich die Stelle auf den Pater Brey. Betty's Beifall für Jahrmarkt und Erdenwallen ermuntert ihn, sie auch für den Pater Brey als Publicum zu denken. Schon scheint der Zusatz auf dem Titel desselben vorzuschweben: »Zu Lehr Nutz und Kurzweil gemeiner Cristenheit insonders Frauen

und Jungfrauen zum goldnen Spiegel«. Dann am 31. December 1773, immer an Betty: »Auf Fastnacht bleibts dabey kommt was angefahren«. Im März 1774 an Johanna Fahlmer: »Sagen Sie Mamachen, dass das versprochene Fastnachtsstückel nicht ausbleiben soll. Ich bin fleisig gewest, nur ist noch nichts produzibel, und ein bisschen früher oder später thut doch in der Welt nichts«. Das Stück wurde erst fertig als Fastnacht vorbei war; daher der Zusatz auf dem Titel »auch wohl zu tragieren nach Ostern«. Ostern war im Jahr 1774 am 3. April.

Der Prolog wurde vor dem 4. Juli 1774 fertig (Rist, Schönborn S. 39); Künstlers Erdenwallen erhielt am 14. Juli 1774 seine definitive Gestalt (Loeper, Goethe-Laroche S. 54).

Das ganze Puppenspiel erschien gedruckt im Herbst 1774. Wieland schrieb am 21. October an Fritz Jacobi (s. dessen Auserl. Briefw. I, 187): »Goethens Knittelverse sind sehr artig und malen ihn, dass man ihn leibhaftig vor sich stehen sieht«. Dagegen hatte es Fritz am 6. November noch nicht bekommen (Briefw. mit Goethe S. 45).

Hiernach darf man wohl vermuthen, dass Betty Jacobi im April oder Mai 1774 den Pater Brey handschriftlich erhielt.

Da nun in demselben Mai 1774 Heinse von jenem Stücke gegen Herder schreibt und da der Pater Brey sich wirklich auf Herderische Verhältnisse bezieht, so ist es wohl möglich, dass eine allgemeine Kunde solcher Beziehungen nach Düsseldorf gedrungen war und dass Heinse daraufhin seine Aeusserung machte. Indessen müssen wir immerhin diesen literarischen Klatsch ganz scharf interpretiren und festhalten, was sich unzweifelhaft daraus ergibt.

Heinse zeigt sich in demselben Briefe sehr wohl unterrichtet. »Goethe — weiss er — wird bald eine Oper

und einen Roman herausgeben«. Er weiss also vom Werther und von einem der Singspiele, etwa Erwin und Elmire. Es wäre demnach nicht unbedingt ausgeschlossen, dass sein Gewährsmann für jene Nachrichten ihm den Satyros mitgetheilt hätte.

Aber ich halte die Beziehung auf den Pater Brey für wahrscheinlicher, schon weil sonst das vermuthlich um jene Zeit in Düsseldorf eingetroffene Fastnachtsspiel, das Heinse natürlich sofort kennen lernte, nicht erwähnt wäre.

Dennoch ist die Sache für die Beurtheilung des Satyros nicht gleichgiltig. Man wird folgende Argumentation zugeben müssen.

Heinse urtheilt über ein Drama Goethe's, dem er eine polemische Beziehung auf Herder zuschreibt. Er urtheilt so darüber, dass er es nothwendig aus eigener Anschauung kennen muss. Dieses Drama kann nicht wohl verloren sein; denn wie sollte bei Heinse, welcher dem Verfasser damals noch so ferne stand, die einzige Spur davon auftauchen? Unter den vorhandenen Dramen aber bieten sich nur zwei dar, welche möglicherweise in Betracht kommen: der Satyros und Pater Brey.

Bezieht sich die Aeusserung auf den Satyros, so ist sie ein directes Zeugniss für die von mir vertretene Ansicht. Das Zeugniss verliert jedoch seinen Werth, weil die zweite Beziehung eben so möglich, ja wahrscheinlicher ist.

Bezieht sich also die Aeusserung auf den Pater Brey, so muss Heinse im Irrthum sein über die wahre Bedeutung dieses Stückes. Heinse stellt das Drama in eine Reihe mit »Götter, Helden und Wieland«. Herder sollte dort ebenso getroffen sein, wie hier Wieland. Die Spitze des Fastnachtsspieles wendet sich aber gegen die Figur des Pater Brey. Mithin muss Heinse und muss der ganze

Jacobische Kreis geglaubt haben, dass mit der Gestalt des Pater Brey — Herder verspottet werden sollte.

Machen wir uns klar, was das bedeutet. Ein literarischer Kreis, welcher entschieden zur obersten Classe der damaligen deutschen Bildung gehörte und dessen weibliche Mitglieder Goethe persönlich kannten, — hochgebildete und dem Dichter nahestehende Zeitgenossen also hielten es für möglich, dass Goethe seinen Freund Herder im Scherz als einen Schwindler darstellen konnte, der sich in einem Hause einnisten, ein Mädchenherz auf unlautere Weise für sich gewinnen, als ein Besserwisser und hofmeisternder Prophet sich überall geltend machen will.

Goethe selbst versetzt in der bekannten Stelle der Selbstbiographie den Pater Brey und den Satyros in *eine* Menschenklasse. Doch erscheint ihm, wie billig, Satyros als der tüchtigere und derbere von den beiden. Wenn nun jener Düsseldorfer Kreis den Pater Brey als ein satirisches Abbild Herders aufnahm, so wirft es doch ein merkwürdiges Licht auf den Eindruck, den Herder damals noch bei nicht eben ganz fernstehenden und hochgebildeten Zeitgenossen hervorbrachte. Und niemand kann bestreiten, dass diese Beobachtung für meine Hypothese vorthellhaft ist.

Zur Erläuterung rufe ich Julian Schmidt a. a. O. herbei: »Herder war neben Lavater der grösste Prophet der Periode, der sich selbst dafür hielt und von Anderen dafür gehalten wurde. Das geschah in weit grösserm Umfang, als wir uns heute vorstellen, wo durch Goethe's glänzende Erscheinung die historische Bedeutung seines ersten Lehrers in den Hintergrund gerückt ist. Noch neuerdings in dem Briefwechsel zwischen Lavater, Schlosser, Zimmermann, Sulzer etc. empfinden wir recht deutlich, wie Aller Augen damals auf den Wundermann gerichtet waren. Die Einen, und dazu gehörte der Gottesspürhund selbst, jubelten ihm als ihrem Führer zu, die Anderen, z. B. Sulzer, hassten

in ihm den Verführer der Jugend. Erschien etwas recht Excentrisches, so wurde es ihm zugeschrieben; selbst Wetzel's Tobias Knaut, selbst Häfeli's Vertheidigung der Schwärmerei; er wurde zu den dämonischen Menschen gerechnet, von denen Goethe, Lavater und Herder selbst mit einem gewissen Schauer zu erzählen wissen«.

Zwei andere Momente habe ich schon in meinem frühern Aufsätze hervorgehoben, ohne jedoch ihre Beweiskraft ausführlich zu erörtern. Was doch augenscheinlich nöthiger war, als ich dachte.

Die Herzogin Mutter von Weimar gebraucht brieflich im Jahr 1779 für Herder geradezu die Bezeichnung »Satyros«, und der Ausdruck »General — — s« bei einer ihrer Hofdamen ist ohne Zweifel zu »Generalsatyros« zu ergänzen, welches für Generalsuperintendent eintritt. Nothwendig muss hierin eine Beziehung auf Goethe's Drama liegen (schon die griechische Namensform beweist es) und da beide Briefstellen an Merck gerichtet sind, so muss Merck mit diesen Correspondentinnen über die Beziehung einig sein. Hier haben wir nun wieder Menschen, welche Goethe und Herder kannten, und zwar diesmal Menschen, welche beide ganz genau kannten und eine solche Beziehung annahmen. Wieder dürfen wir sagen: entweder waren sie eingeweiht und wussten die Wahrheit; oder, falls sie nicht eingeweiht waren, so entdeckten sie selbst zwischen Herder und dem Satyros verwandte Züge. Die erste Annahme ist die mildere für Herder; die Verehrer Herder's werden immer leichter annehmen, dass in der Seele eines phantastisch aufgeregten übermüthigen Jünglings jenes Zerrbild entstand und die Beziehung zwischen Modell und Caricatur sich traditionell fortpflanzte, als dass Uneingeweihte von selbst auf die Vergleichung kamen. Die mildere Annahme ist auch die wahrscheinlichere, weil der Weimarische Herder gewiss nur wenige Vergleichungs-

punkte bot. Selbst wenn nur eine Bosheit Merck's zu Grunde läge, so musste für ihn wie für die Damen, welche darauf eingingen, doch immer die innere Möglichkeit dazu vorhanden sein. Und auch dann ist es ein Zeugniß, dass man aus genauer persönlicher Bekanntschaft Züge der Wesensverwandtschaft zwischen Herder und dem Satyros entdecken konnte.

Das andere Zeugniß gewährt Goethe selbst. Die kritiklos bewundernde Geliebte des Satyros heisst Psyche. Caroline Flachsland wurde im Goethe'schen Freundeskreise und sonst Psyche genannt (vgl. Aus Herder's Nachl. 3, 64, 70, 166, 199, 208, 209, 262, 265, 295: Gleim, Leuchsenring geben ihr den Namen), und Goethe hat sie unter diesem Namen besungen. Wenn Goethe daher nicht *wollte*, dass die Psyche des Satyros von dem engsten Freundeskreise, zu welchem Merck gehörte, auf Caroline Herder gedeutet würde, so handelte er thöricht. Er musste wissen, dass er das Urtheil seines Publicums durch den Namen irre führte und er konnte nicht wollen, dass eine Unschuldige hineingezogen würde. Das absichtliche Verbergen auf Kosten ganz Unbetheiligter ist der unedelste Gebrauch der Pseudonymität.

Der Name sprach für jeden Leser jenes engsten Freundeskreises um so bestimmter, als Goethe sicher einmal, wahrscheinlich zweimal Carolinen ebenso durch den einen Zug der Kritiklosigkeit charakterisirte. Der Kritiklosigkeit, wofür man nicht mit Julian Schmidt Vertrauensseligkeit und Hingebung substituiren darf. Der weniger sichere Fall (weniger sicher nur, weil die äusseren Zeugnisse fehlen) ist das Milchmädchen im Jahrmarkt. Der sichere Fall ist die Leonore im Pater Brey. Freilich auch dieser bestritten. Aber ist er bestreitbar?

Caroline schreibt am 16. Januar 1789 (Herder's Reise nach Italien S. 224) an Herder über den achten Band von

Goethe's Schriften: »Der Brey ist nach dem Plundersweiler Jahrmarkt gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, dass ers nicht weggelassen hat. Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal«. Unter welcher andern Voraussetzung ist ein solcher Passus verständlich, als wenn es zwischen ihr und Herder für ausgemacht galt, dass sich der Brey auf sie beide mit beziehe? Zwar meldet sie weiter am 13. Februar 1789 (S. 249): »Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im Pater Brey ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Bei Leibe nicht! sagte er; ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt«. Aber Herder, als er den Band erhielt, war sehr unzufrieden (7. März 1789; S. 273): »Alles aber, wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur dass er den Kritikern das Maul darüber aufreisst, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Spässe doch niemals recht für den Druck sind. Was du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühl nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem grossen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet«.

Herder war weniger leichtgläubig als neuere Goetheforscher. Jeden solchen Forscher möchte ich fragen: wenn Sie in Ihrer Jugend eine böse Satire auf einen Freund geschrieben haben ohne ihn direct zu nennen und Sie wollen diese Satire später wieder abdrucken lassen,

der Freund aber lebt noch und fragt: war ich gemeint? Werden Sie ihm dann schlechthin antworten: »Ja«? Vielleicht, wenn er sehr gutmüthig ist und in hervorragendem Masse Spass versteht. War das Caroline Herder? Wer will sich zum Ritter ihrer sanften Gemüthsart aufwerfen?

Uebrigens behandelt Goethe den Fall wie jeder Mensch dergleichen behandeln wird, der zu stolz zur Lüge ist. Er läugnet nicht direct ab; er sucht nur eine möglichst wenig verletzende Formel für die Wahrheit. Er gibt vollkommen zu, einen Charakterzug Carolinens benutzt zu haben. Aber auf diesen Charakterzug ist die ganze Leonore gebaut, deren Wesen der Hauptmann mit den Worten bezeichnet:

O Leonor', bist treu genug
Wärst du gewesen auch so klug.

Und Herder empfand ganz richtig: man steht nicht gerne mit seiner komischen Seite Modell. Ich will aber sehr gerne Goethes Formel für Leonore auch für den Satyros acceptiren. Ich vermuthe nur, dass Herder mit seiner komischen Seite dafür Modell gestanden habe. Aber ich wehre mich dagegen, wenn jemand verlangt, ich solle alle Scheusslichkeiten, welche Satyros begeht, auch bei Herder nachweisen. Die dichterische Gestalt, die ein echter Dichter schafft, hat ihr Leben für sich, ihre eignen Gesetze, nach denen sie sich bewegt, nach denen sie fühlt, handelt, sündigt.

Julian Schmidt fasst seine Ansicht so zusammen: »Zur Ausführung des Satyros gab augenscheinlich die Hans Sachs'sche Farce »Satyros und Waldbruder« die Farbe, den Schluss nahm er aus Tartuffe. Zu dem, was Satyros und der Einsiedler sprechen, gaben seine eigenen Einfälle, gab seine eigene Natur den Hauptstoff; Herder, darin stimme ich Scherer vollständig bei, ist stark benutzt, ebenso

wahrscheinlich Lavater, Lenz (den »Neuen Menoza«, in dem gegen die Europäer gepoltert wird, hatte Goethe schon in Händen), vielleicht Klinger; ist der Satyros erst 1774 geschrieben, so kam auch wohl Basedow dazu: die Unsauberkeit der Kleidung auf Herder zu beziehen, ist ein Irrthum; von allen diesen Personen ist aber keiner der Satyros, sondern Satyros ist Satyros selbst, eine freie poetische Schöpfung«.

Ich finde hierin sehr viele Anknüpfungspunkte zu einer Verständigung. Ueber die Elemente, aus denen der Satyros erwachsen, sind wir ziemlich einig. Die ersten vier — Hans Sachsens »Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus«, den Tartuffe, Goethe und Herder — hatte ich bereits angeführt (Frühzeit S. 47, 58, 63), Hans Sachs nach dem Vorgange von Wilmanns, Goethe nach dem Vorgange von Julian Schmidt, Herder und Tartuffe ohne Vorgang meines Wissens. Ueber Lavater, Lenz, Klinger, Basedow streite ich nicht; zum Theil handelt es sich dabei um chronologische Fragen, und wenn sie keine neuen Züge lieferten, so konnten sie das eine oder andere Motiv immerhin verstärken — wer will das abmessen! Unsauberkeit Herderischer Kleidung hat niemand behauptet (vgl. Frühzeit S. 53 f.). Ich führe noch an, was ein meiner Hypothese beistimmender Recensent bemerkt, dass Goethe nachträglich, etwa 1777, in den des Satyros Aussehen schildernden Versen Anspielungen auf den Gottesspürhund angebracht hätte (Im neuen Reich 1879. II. S. 440).

Also, über die Elemente könnte ich mich mit Julian Schmidt wohl vereinigen. Nur über die Stärke und die Art ihrer Mischung streiten wir. Und da muss ich festhalten, dass Herder das Hauptmotiv gegeben, dass Herder das eigentliche Modell gewesen sei. Gerne aber schliesse ich mich dem eben angeführten Recensenten an, wenn er meint: »Herder ist nicht in dem Masse Satyros, als Caroline

Psyche«. Nur dass eben Psyche wirklich auf Caroline deutet, ist ein, wie ich glaube, unwiderlegliches Zeugnis, welches Goethe selbst für die Entstehung des ganzen Stückes ablegt.

Noch ein äusserer Grund, der für meine Hypothese spricht, sei angeführt. Goethe setzt das Stück beim ersten Druck in das Jahr 1770. Diese Jahreszahl ist in der Ausgabe letzter Hand wiederholt und daraus auch in die zweibändige Ausgabe übergegangen. Erst die Chronologie Goethe'scher Schriften reiht den Satyros unter 1773—74 ein. Die Jahreszahl 1770, mag sie nun auf dem Original-Manuscript gestanden haben oder erst beim Abdruck hinzugefügt sein, wird verständlich, wenn man die Beziehung auf Herder zugibt. So, als Rousseau's Anhänger, war ihm der kritische Waldmensch 1770 entgegengetreten, das erste bedeutende Exemplar seiner Gattung.

Die fernere Aufgabe der Forschung ist zweierlei: erstens zu zeigen, *wie weit* Herder als Modell benutzt wurde, demgemäss Zug für Zug den Satyros mit Herder zu vergleichen — und zweitens zu zeigen, wie Goethe sich zu einer so bösen Caricatur hinreissen lassen konnte, wann und in welchem Zusammenhange dieselbe entstand.

Nach beiden Richtungen hin verweise ich auf meine frühere Abhandlung. Es liegt in der Natur der Sache, dass die erstere Untersuchung vom Sichern in's Unsichere führt; ich halte es aber für methodisch geboten, dass man den Weg in's Unsichere nicht scheue. Stets gibt man damit seinen Gegnern Waffen in die Hand. Aber ich habe noch nie eine wissenschaftliche Meinung mit dem Bestreben vorgetragen, die Angriffspunkte zu verhüllen; und ich würde ein solches Bestreben für durchaus verwerflich halten. Auf das Rechtbehalten kommt es doch nicht an, sondern auf die Wahrheit. Und mache nur einmal jemand den Versuch, wo es sich um eine Vergleichung zwischen einer

künstlerischen Schöpfung und ihrem Urbilde handelt, in ganzer Strenge zuerst das Wahrscheinlichste, dann stufenweis abwärts das weniger Sichere bis zum Unsicheren vorzutragen! Das Natürliche wird immer sein, den Gang einzuhalten, in welchem der Künstler seine Gestalt vor uns auftreten und sich enthüllen lässt. In dieser Folge hoffe ich jedesmal den Grad der Wahrscheinlichkeit, den ich einer bestimmten einzelnen Parallele zuschreibe, genügend angedeutet zu haben. Natürlich handelte es sich zunächst nicht um den wirklichen Herder, sondern um den Herder in Goethe's Vorstellung zur Zeit der Abfassung. Dieser setzt sich aber aus richtigen und falschen Zügen zusammen, und nur insofern kommt auch der wirkliche Herder in Frage.

Was den zweiten Punkt, die Entstehung des Werkchens, anlangt, so bleibt mir aus den in Goethe's Frühzeit S. 64 ff angeführten Gründen wenig Zweifel darüber. Besonders scheint mir der Brief Herder's bedeutungsvoll, worin er selbst beinahe das allgemeine Schema des Satyros entwirft (S. 65 f), indem er sich als den Capriccio mit Bockfüßen (vgl. über den Geist Capriccio den 127. Literaturbrief) hinstellt, der sich in einen mystischen Begeisterer verwandelt habe. Er gesteht, sich selbst als Mittelpunkt der Welt anzusehen, will aber, dass man ihm nichts von dem allen glaube, und ruft damit den Verdacht hervor, als ob er nur eine Rolle spiele.

Nie darf man vergessen, dass Goethe an eine Veröffentlichung des Satyros zu jener Zeit nicht dachte. Und ausserdem lässt sich auf den Satyros anwenden, was Knebel in Bezug auf die Farce gegen Wieland nach der ersten Bekanntschaft mit Goethe an Bertuch schreibt (Rundschau 12, 518): »Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände auf's heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes,

der Muthwillen, der gewiss nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Ueppigkeit seines Genies. Es ist ein Bedürfniss seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann, *und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen*. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besondrer empfundner Hochachtung gesprochen «.

Knebel's Brief ist vom 23. December 1774. Vom 14. November 1774 derjenige, in welchem er den Satyros von Professor Böckmann zurück erbittet (J. Goethe 3, 43). Goethe ging in seiner Offenheit gegen Knebel so weit, ihm von der Posse gegen die Jacobi's zu erzählen. Aber vom Satyros hat er ihm kein Wort gesagt; Knebel würde ihn sonst unbedingt in diesem Zusammenhange erwähnt haben.

Was die rein literarischen Voraussetzungen des Satyros anlangt, so kommen nächst jenem Schwanke des Hans Sachs (Wilmanns bei Schnorr 8, 296) hauptsächlich in Betracht die »Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen« (zwei Theile, Leipzig 1770, in den Werken zerstückt) von Wieland. Das Buch ist in Sterne'scher Manier mit vielen Digressionen und Witzeleien geschrieben; es hat eine verwandte Tendenz wie der Satyros, beschäftigt sich viel mit dem Naturzustande der Menschheit und kehrt seine Spitze gegen Rousseau. Mit den polemischen Erörterungen wechseln Erzählungen: die Figuren der mexikanischen Stammeltern Koxkox und Kikequetzal nebst dem Störenfried Tlaquatzin, sowie der ägyptische Priester Abulfaouaris werden eingeführt. Prometheus erscheint dem Verfasser im Traum, und Pandorens Büchse wird als eine Schminkbüchse gedeutet.

Hatte Rousseau den Stand der Wilden die wahre Jugend der Welt genannt und alle Fortschritte darüber

hinaus für ebenso viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, aber auch zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung erklärt; so stellt Wieland die umgekehrte Behauptung entgegen (2, 222 f.): »Die Vereinigung der Menschen in grossen Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.«

Rousseau ereifert sich in einer Anmerkung zu seinem *Discours sur l'inégalité* (Éd. Hachette 1, 142) für die Ehre der menschenähnlichen Affen, der Pongo's, Mandrille und Orangutang's. Diese würden von den Reisebeschreibern vorschnell unter die Thiere gerechnet. Die Alten hätten sie unter dem Namen der Satyre, Faune und Silvane (vgl. Ovid *Metam.* 1, 193 *faunique satyrique et monticolae silvani*) als Gottheiten verehrt. Bei näherer Untersuchung werde man vielleicht finden, dass sie weder Thiere noch Götter, sondern Menschen seien. Und dies festzustellen, gebe es wohl ein Mittel. »Was für ein Mittel mag das sein?« — spottet Wieland (2, 50) — »Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären... indessen gibt er doch genugsam zu verstehen, dass man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müsste, um zu sehen, was daraus würde.« Da hätten wir den Satyr, der dem Rousseau'schen Urmenschen, dem »Mann-Thier« (Wieland 1, 209 aus dem *Froschmäuseler*) so nahe steht und sich mit Mädchen und Frauen zu thun macht.

Rousseau will uns, nach Wieland 2, 16, mit dem züversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden, dass alles Uebel aus der Ungleichheit hervorgegangen und dass kein gewisseres Mittel sei, davon befreit zu werden, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Policey, Bequemlichkeiten, Wolüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend,

gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelpferstich seines Buches, zu unserer ursprünglichen Gesellschaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren. Rousseau sieht den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, sein Futter unter einer Eiche suchen (vgl. Ovid Metam. 1, 106), aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat. Zu fressen haben, schlafen und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat (Wieland 2, 17, 18). Was die Eicheln betrifft, so schlägt Wieland (1, 218) Kastanien vor; und daraus ist wohl, wie Wilmanns vermuthete (Schnorr 8, 234) die Kastanienreligion des Satyros entstanden.

Auf die Flöte, welche Kokkox erfand (2, 120) dürfen wir so wenig Gewicht legen, wie auf die Gestalten der Einsiedler, die einmal auftauchen (2, 41). Aber wohl mag mit Loeper (zu DW. 3, 358) und Pröhle (Lessing Wieland Heinse S. 256) der Priester Abulfaouaris verglichen werden, der freilich das Negervolk, zu dem er aus Aegypten kommt, nicht aus der Cultur in die Natur zurückversetzen will, sondern umgekehrt das unschuldige Naturvolk mit den Segnungen und dem Unsegen der Cultur bekannt macht, aber sonst parallele Züge darbietet. Auch er ist ein Verächter des Volksglaubens und findet es lächerlich, vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen (1, 138; vgl. Satyros: »Wollt lieber eine Zwiebel anbeten«; Wilmanns S. 243). Auch er aber bringt dem fremden Volk eine neue Religion; auch er verfolgt dabei egoistische Zwecke; auch er ist ein Verführer. Er entbrennt in Liebe zur schönen Mazulipa, der Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Ansehen unter diesen Schwarzen hatte (1, 166). Nach dem Beispiele des dreimal grossen Hermes führt er die Mysterien der Isis ein (1, 171). Den Religions-

unterricht benutzt er um die Sinnlichkeit der Geliebten zu wecken und ihre Einbildungskraft zu erhöhen. In dem finstern unterirdischen Gang, durch welchen die Initianden wandeln müssen, erscheint er ihr als der Gott Anubis und überwältigt sie (I, 177).

Wieland selbst stellt brieflich (bei Pröhle S. 233) den Abulfaouaris auf eine Linie mit dem Tartuffe und weist dadurch auf seine Quelle hin. Beide Figuren mögen Goethe bekannt gewesen sein und vorgeschwebt haben.

Wenn er aber die Katastrophe des Satyros direct oder indirect aus dem Tartuffe entnahm, so findet sich dafür wieder eine Analogie im Pater Brey, dessen Katastrophe einer Novelle des Boccaccio (Decam. VIII. 9) nachgebildet zu sein scheint. Maestro Simone, der Held derselben, ist ein eitler Pinsel, der sich durch grobe Schmeicheleien fangen lässt, wie Pater Brey. Die Maler Bruno und Buffalmacco spiegeln ihm eine geheime Gesellschaft vor, in der er besonderes Vergnügen und in der Gräfin Civillari, die sich meistens zu Laterina aufhält, eine Geliebte finden werde. Buffalmacco wird für den Hauptmann der Gesellschaft ausgegeben und in der Verkleidung eines Thieres nimmt er den Maestro auf den Rücken und trägt ihn in eine Düngergrube, womit er denn seiner Gräfin in den Armen liegt. Die zum voraus charakterisirte Gräfin, die sich in Mist verwandelt, gleicht dem sodomitischen Völklein des Pater Brey, das sich in eine Herde Schweine verwandelt. Der Maestro lässt sich wie der Pater als ein weiser Mann feiern, der es verstehe, Menschen zu gewinnen. Die sonstigen verwandten etwas anders gewendeten Motive wird man leicht erkennen.

Ueber die Entstehung des Pater Brey sind wir durch Fritz Jacobi ganz genau unterrichtet, der am 27. April 1786 an Garve über Franz Leuchsenring schreibt (Auserl. Briefw. I, 401). Er habe ihn vor ungefähr achtzehn Jahren zu

Leyden kennen gelernt, wo er einen geheimen Orden, einen Orden der Empfindsamkeit stiften wollte. »Herder — fährt er fort — den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Bei dieser Gelegenheit schrieb Goethe das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, worin Leuchsenring zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet ist« u. s. w. (Vgl. Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlass 1, 84, 143 f.) Düntzer (Neue Goestudien S. 35) beruft sich auch noch auf einen Brief Jacobi's an Sömmerring vom 5. December 1785, den er wohl handschriftlich benutzt haben muss (vgl. Forster-Sömmerring S. 251). Im Frühling 1775 wollte Salzmann wissen, dass Leuchsenring zu Paris an einer Uebersetzung des Werther arbeite (Düntzer, Zur deutschen Lit. und Gesch. 1, 30) — eine hübsche Combination: das Urbild des Pater Brey als Uebersetzer des Werther!

Gegenüber Jacobi's Zeugniß hat die Meinung von Wilhelm Körte, Goethe habe beim Pater Brey den Legationsrath Mattei im Sinne gehabt (Hoffmann, Findlinge S. 418), gar kein Gewicht.

Man darf sich nur für Leuchsenring nicht an Varnhagen's Schilderung halten (vgl. dazu v. Sybel in den Monatsber. der Berliner Akademie 1879 S. 714 ff.). Es handelt sich auch hier nicht um das was Leuchsenring war, sondern um das was er Goethe und seinen Freunden zu sein schien.

Merck schrieb an Sophie Laroche (Goethe-Laroche S. 198), Leuchsenring sei bei seinem Aufenthalt in Darmstadt mit ihnen allen unzufrieden gewesen. »Er fing also an, aufzuräumen, und nahm dazu den grossen Borstwisch des Raisonnements bei sammetenen Weiberseelen, die man wirklich nicht à contrepoil tractiren darf. Seine grosse

Arbeit war, Herdern in der Seele der Mädchen auszuthun, und er hatte nichts an die Stelle zu setzen«.

Herder selbst hatte viele Veranlassung, von Leuchsenring zu hören und sich über ihn auszusprechen. Man vergleiche Nachlass 2, 29, 45, 62, 69, 76, 78, 90; 3, 16, 22, 25, 26 f., 28, 31—36, 38, 40, 43 f., 62 f., 63, 66 f., 72, 74 f., 85, 86, 99, 105, 126 f., 136, 155 f., 160, 165 ff., 176, 178, 179, 182, 183 f., 184, 194, 198, 202, 206, 215, 217 ff., 232, 236, 240, 241, 243, 248, 283, 293, 381, 386, 412, 415, 421, 422, 423, 424 f., 428, 430, 434, 435, 440, 441 f., 447 f. (vgl. Heinse, Werke 9, 13), 451, 453 f., 456, 457, 458, 461, 463, 471, 476, 477 f., 479 f., 481, 483, 485, 487 ff., 490 f., 493, 495, 499. *Erinner.* 1, 234, 236.

Es wird aus Herder's Correspondenz mit seiner Braut ganz deutlich, wie Leuchsenring ihm bei ihr entgegenwirkte, vor seiner Gelehrsamkeit den Hut abzog, aber seine Empfindsamkeit, ja wohl leise seinen Charakter anzweifelte. Es wird auch deutlich, wie Caroline ihn leichtgläubig auf sich wirken liess, aber doch wieder viel zu ehrlich war, um Herdern zu verhehlen, woher der ihm ungünstige Wind wehe. Leuchsenring steht ihrem Herzen sehr nahe, aber niemals wankt sie in ihrer Treue gegen Herder, in ihrer Sehnsucht, womit sie auf ihn wartet. Wenn sie sich so derb wie Leonore ausgedrückt hätte, so konnte sie auch allenfalls sagen: »Gegen meinen Bräutigam ist der Herr Pater nur ein Schwamm«.

Herder aber ist nicht ohne Sorge. Er warnt wiederholt vor Leuchsenring's Rathschlägen und Einflüsterungen. Er fand schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihm eine kränkliche Empfindsamkeit als Hauptcharakterzug. Dabei Intoleranz, welche alle Welt nach ihrem Sinn erziehen will. Er redete von nichts als Güte und Empfindung, war aber ohne Güte, wo sie Selbstüberwindung fordert. Er schien nur auf empfindsame Abenteuer in der Welt aus-

zugehen und verachtete jeden, der nicht in zarten Gefühlen mitschwärmen wollte. Er schien alles nach seinem Bilde einer gewissen Kindheit-, Kloster- und Schäferunschuld zu modeln. Die Jacobi's und Julie Bondeli waren in erster Linie die eingeweihten, auf der Höhe stehenden Freunde, für die er Propaganda machte. Ein paar scharfe Stellen Herder's müssen wörtlich eingerückt werden: »Wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein, ausgesandt in alle Welt zu predigen das Evangelium, jetzt der Jacobi's, jetzt der Bondeli's und wessen weiss ich mehr«. Ein andermal nennt er ihn den Heidenbekehrer. Er wünscht nicht, dass er Herder's und Carolinens Freundschaft verkündige: »Der gute Mensch weiss so sonderbar zu lackiren und zu firnissen«. Und seinen anfänglichen Verdächtigungen gegenüber erklärt er: »Wenn ich mir nicht . . . der Güte meines Herzens und der Unschuld meines Charakters hierin bewusst bin, so trotze ich allen Milch- und Käseeseelen von St. Jacobi an bis an seine schleimartigsten Verehrer«. Zu vergleichen: »Er erwartete mich und machte sich ein Empfindungsbild, mit lauter Milchfarben gemalt, von mir; dafür kann ich nicht. Er reisete bei die Jacobi's und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, dass jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will; dafür kann ich noch weniger«.

Nach solchen Aeusserungen muss man sagen: Goethe machte das Pünctchen auf das i, indem er die schleimartige Milchseele als Pater Brey verewigte, der Alles nach seinem Sinn erziehen, reformiren und mit seinem sentimentalischen Brei übergiessen will.

Der Pater Brey »blöckt und trottelt wie ein Lamm«. Ueber Leuchsenring schreibt Jacobi an Frau von Laroche 17. Juni 1771 (Auserl. Briefw. I, 44): »Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern an einem rosenfarbenen seidenen Bande hinter der elysischen Zieglerin,

und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter«. (Ueber Luise von Ziegler vgl. jetzt Karl Schwarz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Bd. 1, Rudolstadt 1878, 5. 148—180.)

Sibilla, die rein erfundene Gestalt von Leonorens Mutter, sagt:

Meine Tochter, die ist in Büchern belesen
Das ist dem Herrn Pater just sein Wesen
Auch redt sie verständig allermeist
Von ihrem Herzen wie sies heisst.

Ende März 1772 klagt Caroline über Leuchsenring, er habe sie und ihre Schwester so abgespannt, dass sie nicht einmal den Tom Jones lesen konnten, als er in Darmstadt war. Ich verstehe das so, dass er die Damen in ein ausschliessliches Empfindungsleben und Gespräche über Empfindungen hineindrängte. Caroline redet auch gleich darnach von ihrem Herzen und meint, der äussere Ausdruck der Empfindung sei in ihrer Familie vernachlässigt worden. Anfang April 1773 ist Leuchsenring fast den ganzen Nachmittag regelmässig bei den Schwestern und liest ihnen Voltaire, Wieland oder »unsern Freund Yorick und Tristram Shandy« vor. Damals unternahm er nichts Ersichtliches mehr gegen Herder. »Er lebt und webt um uns und ganz in meiner Glückseligkeit, und ist so ganz, so innig unser Bruder«. So die Flachsland.

Merck aber lebte in Feindschaft mit ihm. Er spricht sich in dem obenangeführten Briefe gerade so aus wie der Würzkrämer im Fastnachtspiel. Der Würzkrämer ist mit der Nachbarin durch den Pater entzweit, wie Leuchsenring Entfremdung zwischen Merck und Caroline gebracht hatte. Und ganz bestimmt redet Merck, wenn der Würzkrämer spricht:

Da macht er sich an meine Frauen
Die auch ein bischen umzuschauen
Ich bat mir aber die Ehr auf ein andermal aus
Und so schafft' ich mir 'n aus dem Haus.

So hatte sich auch Leuchsenring in Merck's Ehe eingemischt. Leuchsenring — meldet Caroline — habe an Merck einen wahren Fehdebrief geschrieben und ihm gesagt, er wäre ein Mann ohne Charakter, hätte nur imaginative Empfindung; er habe überhaupt Merck's Auf-führung gegen seine Frau äusserst missbilligt. Merck selbst erzählte wohl lachend davon; aber es war nun selbstverständlich, dass er mit dem Gesellen innerlich fertig war. Vgl. Frühzeit S. 38 f.

Jener Brief an Merck brach ihm augenscheinlich bei Herder den Hals, der schon früher durchschaute, dass Leuchsenring die Unzufriedenheit der Frau Merck gegen ihren Mann nährte und schürte (S. 248). Caroline hatte es glücklich dahin gebracht, dass Herder freundlich von Leuchsenring sprach und sie sogar zu einem Schwesterkuss an ihn beauftragte (S. 476). Nun beging sie aber in ihrem Eifer die Unvorsichtigkeit, ihm den Brief Leuchsenring's an Merck, den dieser zurückgeschickt hatte, zu übermitteln und beschwor damit von neuem Herder's bittere und etwas verachtungsvolle Kritik über ihren sentimentalen Freund herauf.

Das war kurz vor Herder's Ankunft in Darmstadt. Da muss dann eine Auseinandersetzung mit Leuchsenring und — wie Jacobi bezeugt — ein Bruch erfolgt sein, was selbst in Carolinens *Erinner.* (I, 236) durchleuchtet. Ob Merck Herdern die Augen völlig öffnete und ihm Leuchsenring's ganzes Treiben enthüllte, so dass er auch hierin dem Würzkrämer analog dastünde, wissen wir nicht.

Bestärkt wird unsere Auffassung des Pater Brey durch die verwandten Züge des Jahrmarktes, worin nach Carolinens Zeugnisse Leuchsenring's Person aufgeführt war und wirklich in dem Mardochai des eingeschalteten Volksschauspieles nicht zu verkennen ist.

Nach allem bleibe ich bei der Deutung, welche Düntzer u. A. bekämpfen. Das Modell zum Pater Brey war Leuchsenring, das zum Würzkrämer Merck, das zum Balandrino Herder, das zur Leonore Caroline Flachsland, das »schwache Rohr« — nach eigener Bezeichnung (an Herder S. 219).

Die *Conception* des Fastnachtsspieles fällt gewiss in den Frühling 1773. Und so liegen Jahrmarkt, Pater Brey und Satyros der Entstehungszeit nach dicht beisammen.

Man wendet mir ein: wie konnte Goethe fast gleichzeitig den Herder als Balandrino sympathisch darstellen, und als Satyros verhöhnen? Der Einwand ist meiner Hypothese eher günstig als ungünstig. Der Künstler Goethe entdeckt an seinem befreundeten Modelle zwei verschiedene Seiten, die er gebrauchen kann: eine sympathische und eine unsympathische, eine ernsthafte und eine komische. Der Freund Goethe erlaubt dem Künstler Goethe auch die komische darzustellen, weil er gleichzeitig die ernsthafte behandelt. Der Freund erlaubt dem Künstler aber nicht, beide vor das Publikum zu bringen: der Pater Brey wird wie das Jahrmarktsfest unbedenklich gedruckt, der Satyros bleibt ungedruckt bis lange nach Herder's Tod, wo dem Bilde des spätern Herder gegenüber niemand die Beziehung ahnen konnte.

Auch fiel es Goethe nicht ein, der Nachwelt etwa auf die Spur zu helfen und in Dichtung und Wahrheit das Modell unzweideutig zu bezeichnen. Bestimmt gefragt, würde er vermuthlich die Deutung auf Christoph Kaufmann begünstigt haben, zu welcher die dem Satyros gewidmete

Stelle der Selbstbiographie vollkommen passt (vgl. Frühzeit S. 62 f.)

Ueber die Geheimhaltung des Satyros sei schliesslich eine Bemerkung gestattet.

Goethe besass ein Exemplar noch am 30. October 1777, wo er das Drama dem Herzog und Corona Schröter vorlas. Später glaubte er das Stück verloren, erhielt es aber Ende 1807 von Fritz Jacobi zurück. Da liegt es nahe, zu vermuthen, dass er sein 1777 gebrauchtes Exemplar mittlerweile, also wohl im September 1784, bei Jacobi's Anwesenheit in Weimar, an diesen gegeben habe. Zwischen 1784 und 1807 versuchte er es einmal aus dem Gedächtnisse herzustellen, ohne dass es ihm gelang.

Vielleicht war doch der Satyros das Stück, das Goethe am 28. Mai 1774 an Klopstock sandte, das »Stück, das wohl nie gedruckt werden wird« (J. Goethe 3, 20). Wiederum liegt es nahe zu vermuthen, dass Klopstock es im Herbste dieses Jahres auf seiner Reise nach Süddeutschland mitführte und schliesslich bei Böckmann zur Auslieferung zurückliess, dem es Goethe im November abverlangt (ibid. 43).

Niemand von allen diesen brauchte zu wissen, wer beim Satyros vorschwebte. Was insbesondere Jacobi anlangt, so macht es Julian Schmidt (Nationalzeitung vom 15. November 1879) sehr wahrscheinlich. Nur Merck — ich bleibe dabei — war im Geheimniss. Und Merck hat es nicht gewahrt. Im September 1777 ist er mit Goethe und dem Herzog auf der Wartburg; im October, bald nachdem Goethe und der Herzog in Weimar zurück sind, wird der Satyros gelesen — ich denke, weil Merck davon gesprochen und in Folge dessen der Herzog das Stück zu hören verlangt hatte. Immerhin kann damals noch Merck sich das Vergnügen versagt haben, auf die Entstehungsgeschichte des Drama's hinzuweisen. Im Sommer 1779 bei der Her-

zugin Mutter zu Ettersburg war er aber sicher nicht so discret: er erzählte von der Dichtung und von ihrer Beziehung.

15. November 1879.

Nachschrift. In dem vorstehenden Aufsätze, der am 29. October zuerst abgeschlossen war, sind hinterher noch die später erschienenen Aufsätze von Pröhle und Julian Schmidt berücksichtigt worden. Dagegen musste von einer fernern Umgestaltung mit Rücksicht auf die Erörterung von Herrn Dr. von Loeper in der Augsb. Allgem. Zeitung (Beilage vom 3. December 1879) abgesehen werden. Herr von Loeper tritt jetzt mit Entschiedenheit für Basedow als Modell des Satyros ein. Aber mein verehrter Gegner bemerkt selbst, dass in dem Goethe'schen Stücke Basedow's specielle Wirksamkeit im Erziehungswesen ganz übergangen sei. Und ich darf daher wohl fragen: was für eine seltsame Satire auf einen Pädagogen, welche den Pädagogen in ihm gerade beschweigt? Und ferner: Herr von Loeper hat die Schriften Basedow's für seinen Zweck durchgegangen, und er bemerkt: »Am wenigsten kann die Diction des Stückes (er meint in erster Linie den Stil der Reden des Satyros) als eine Persiflage der nüchternen, sogar ledernen, jedenfalls von aller Mystik entfernten Sprache des gemässigt aufgeklärten Basedow gelten«. Man sieht zugleich, dass es sich um mehr als die Diction handelt, dass das ganze Wesen des Satyros, der — wie Herder sich selbst nennt — ein »mystischer Begeisterer« ist, dem Wesen Basedow's widerspricht. Wenn ein Polemiker gegen das Elementarwerk sich im Jahre 1776 gegen Diejenigen wendet, welche Basedow als einen Gottgesandten ansehen, so ist dies eine naheliegende Wendung, welche sich in jeder Polemik gegen einen Propheten darbietet. Wenn der Satyros von Unding und Urding redet, und Herder von der metaphysischen

Wirtschaft mit dem Ding und Unding nichts wissen will, Basedow dagegen im Elementarwerk einen eigenen Abschnitt »von Ding und Unding« hat, so gebrauchen Goethe und Basedow eben nur die allgemein geläufigen Termini, und dass Herder davon nichts wissen wollte, brauchte Goethe seinerseits nicht zu wissen, oder, wenn er es zufällig wusste, nicht zu berücksichtigen. Dem Schlagworte »Gott ist Gott, und ich bin ich« weiss v. Loeper aus Basedow's Schriften nichts Analoges an die Seite zu stellen, und Herder's Selbstgefühl kann darin ebensogut wie Basedow's Selbstgefühl parodirt sein.

»Gewähren Basedow's Schriften also keine nennenswerthe Ausbeute« — sagt Herr von Loeper — »so lässt sich auf desto mehr Spuren einer persönlichen Satire schliessen«. Aber worin bestehen diese Spuren? Ich finde, dass nur vier angeführt werden.

Erstens. Basedow ist tadelsüchtig, Satyros ist es auch. Aber Herder ist es nicht minder.

Zweitens. Basedow eifert gegen die Trinität, er redet in anstössiger Weise über religiöse Dinge, er thut in Neuwied unschickliche Fragen bei den Mennoniten, schimpft über den Katholicismus in Gegenwart des Katholiken Herrn von Laroche, lässt sich zu Thal Ehrenbreitstein in einen Streit mit dem Ortspfarrer ein und bringt ihn zum Schweigen. Aber Satyros thut nichts dergleichen. Er ärgert sich über das Crucifix des Einsiedlers und wirft es in den Giessbach: das ist Alles. Weder dem Einsiedler, noch dem Hermes, noch der Menge gegenüber *polemisiert* er gegen die Religion, zu welcher sie sich bekennen. Wieder also hätte Goethe einen charakteristischen Zug Basedow's übergangen, und zwar übergangen, wo er ihn mit Leichtigkeit anbringen konnte. Satyros ist so unverfroren im offenen Schimpfen, dass es uns eher auffällt,

ihn, den Propheten, keine religiöse Polemik üben zu sehen. Jener Zug mit dem Crucifix aber lässt sich im Rahmen meiner Hypothese ganz wohl erklären (Frühzeit S. 47).

Drittens. Basedow ist unreinlich, dabei unmässig im Essen und Trinken, und preist fortwährend seinen Weinhändler. Es wäre doch eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit (auch macht sie Herr von Loeper nicht geltend), wollte man hervorheben, dass Satyros beim Einsiedler gleich nach Wein verlangt. Der Zug und was daran hängt, bedeutet im Zusammenhang überhaupt nur: dass Satyros schwer zu befriedigen, und, was wir eben schon erledigt, zu rascher Kritik bereit ist. Unreinlich aber, schmutzig, ist Satyros auch nicht; selbst das ungekämmte Haar und die langen Nägel entspringen nur aus dem Hangen an der unverfälschten Natur, welcher nach dem Sinne des Satyros die Kleider und jegliche Art von Toilette widersprechen.

Viertens. Basedow hat »zärtliche Reden und Manieren«, welche mit der Weinflasche übel harmoniren. Was sonst über seinen Cynismus beigebracht wird, steht vorläufig auf schwachen Füßen. Vor allem, dass Goethe 1774 ihn so kennen lernte, wäre noch zu beweisen.

Aber sehen wir doch die Goethe'sche Schilderung noch einmal nach. Basedow »war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken« (DW. 3, 159 L.). Passt dies auf das Urbild des Satyros? Und wie wenig tritt das Rousseau'sche Element Basedow's in Goethe's Erzählung hervor!

Herr von Loeper findet, der Scherz des Stückes bestehe in dem grotesken Widerspruche der hohen Tendenzen des Helden mit seinen miserablen Thaten. Ein solcher fehle bei Herder. Goethe aber bezeuge ihn für Basedow am Schlusse des vierzehnten Buches von Dichtung und Wahrheit. Allein Goethe fasst an der angeführten

Stelle Lavater und Basedow unter dem Gesichtspuncte zusammen, dass sie geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten. Er glaubte vorausszusehen, dass beide Männer das Ewige dem Irdischen, das Obere dem Unteren würden opfern müssen. Das ist ein anderer Widerspruch! An ihn kann man den Mahomet sehr wohl anschliessen, aber nicht den Satyros. Der Widerspruch zwischen hohen Tendenzen und miserablen Thaten scheint mir keine vollkommen zutreffende Formel für den Satyros, indessen immerhin eine ungefähr zutreffende. Aber auf Herder in der Meinung Merck's und Goethe's, wie auf Satyros passt, was ich im Anschluss an Herder's eigene Worte über sich selbst so ausdrücken kann: der satirische, spottsüchtige Capriccio mit den Bocksfüssen verwandelt sich in einen mystischen Begeisterer; aber der Bocksfuss — um nicht zu sagen Pferdefuss — kommt zu Tage, das egoistische Bedürfniss, angebetet zu werden und sich in jeder Hinsicht als Jupiters Sohn zu geriren.

Herr von Loeper scheint nicht genug zu unterscheiden zwischen Herder, wie er uns erscheint, und Herder, wie er verstimmtten Freunden erscheinen konnte und nachweislich erschien.

Hiermit habe ich schon dasjenige berührt, was er gegen meine Hypothese einwendet. Es sei mir gestattet, das übrige kurz zu besprechen.

Der Name »Satiros« für Herder bei der Herzogin Anna Amalie soll zufällig sein und nur Herdern als Satiriker bezeichnen. Aber — ich muss auf das oben S. 91 Gesagte verweisen — die griechische Form des Wortes deutet bestimmt auf unser Stück.

Dasselbe soll im Herbst 1774 verfasst sein. Aber diese Annahme stützt sich nur auf das erste schriftliche Zeugniß für dessen Existenz, den Brief an Böckmann, welcher natürlich nicht mehr beweist, als dass das Stück im No-

vember 1774 bereits vorhanden war. Mögen die reifen Kastanien auf den Herbst hinweisen, dieser Herbst brauchte nicht der von 1774 zu sein; und ich habe bereits hervorgehoben (Frühzeit S. 47), dass die Jahreszeit nicht consequent festgehalten ist: Frost und Hitze herrschen nach des Dichters Belieben. Für die wirkliche Datirung des Satyros haben wir äusserlich keinen Anhaltspunkt, als was ich Frühzeit S. 64 geltend mache. Ich bin aber bereit, die Entstehung des Stückes im Jahre 1773 noch weiter aus stilistischen Gründen zu erhärten. Es gehört in die erste, sich eng an Hans Sachs anschliessende Phase Goethe'scher Knittelverse, in dieselbe Zeit mit der ersten Partie des ersten Faustmonologes (Z. 1—32), während die zweite (Z. 33—74) und dritte (Z. 75—164), deren jede ihre besonderen Voraussetzungen hat, einer späteren Phase und doch wohl dem Jahre 1774 angehören. Aber hiervon ein andermal.

Gehört das Stück in's Jahr 1773, so kann man nicht sagen, dass Goethen die Erinnerung an die frühere Darmstädter Beziehung des Namens Psyche fern lag, und auch hierfür darf ich mich auf meine obenstehende Argumentation berufen. Dass der Name Psyche von Anderen sonst gebraucht wurde, thut nichts zur Sache. Auch dass Psyche »wenig individualisirt« sei, kann ich Herrn v. Loeper nicht zugeben; sie ist so scharf charakterisirt wie Leonore im Brey, und die Charakteristik in viele einzelne bezeichnende Züge auseinander zu legen, sie breit und voll zu machen, war weder Noth noch Raum. Die Correspondenz Herder's mit seiner Braut, auf die ich mich berief, hat Goethe natürlich nicht gekannt, wenigstens Carolinens Briefe nicht; denn dass sie Herder's Briefe niemals vorgezeigt, möchte ich nicht beschwören. Aber für uns ist diese Correspondenz die Quelle, aus der wir den zwischen Herder und Carolinen herrschenden Ton erkennen, für

welchen den mitlebenden Freunden unmittelbarere Quellen der Information zu Gebote standen.

Mein verehrter Gegner führt Herder's Sesshaftigkeit in's Feld: unmöglich könne man ihn den reisenden Propheten zurechnen. Aber Satyros ist auch kein reisender Prophet. Er kommt aus seiner Heimath zum Einsiedler (Herder nach Strassburg zu Goethe), geht zu Psyche und ihren Angehörigen (Herder nach Darmstadt) und zieht mit Psyche ab (Herder nach Bückeburg).

Anlässe zu Plänkeleien zwischen Herder und Goethe sollen mit Herder's Verheirathung weggefallen sein. Aber dieses Argument würde nur gelten, wenn nachgewiesen wäre, dass der Satyros nicht — wie ich annahm — eine Fortsetzung der gegenseitigen satirischen Verunglimpfungen sein könne, die wir bis in das Frühjahr 1773 zu verfolgen im Stande sind und worin Goethe, wie im Satyros, das »Raubthier« in Herder, seine Speculationen und sein Selbstgefühl, seinen Adler- und Jupitersdünkel verspottet hatte (Frühzeit S. 65). Dass das Zusammensein bald darauf bei Herder's Hochzeit gerade neue Verstimmungen zur Folge hatte, lässt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen (ibid. 64 Anm.). Dass aus diesen Verstimmungen das Stück entstanden sei, war und bleibt meine Meinung.

Soll es ein innerer Widerspruch, ja eine Unmöglichkeit sein, dass der Dichter gleichzeitig den Pater Brey verfasste oder concipirte, dass er in »dem einen der beiden gleichzeitigen Parallelstücke dieselbe Person als rächend und strafend (Brey), in dem andern als bestraft und geächtet« dargestellt habe, so kann man diesen Widerspruch — und ich denke: mit demselben Rechte — zu Gunsten meiner Hypothese verwerthen, wie es oben S. 107 geschehen ist.

Zweite Nachschrift. Soeben geht mir durch die Güte des Verfassers R. Haym's »Herder« I. 2 zu. Ein schönes Buch, in dem ich zu meiner reichsten Belehrung lese und gewiss noch oft lesen werde. Für das Studium Goethe's ist viel daraus zu gewinnen; über die Frage, wie viel Goethe zu Strassburg von Herder gelernt, wird es nun erst erfreulich werden zu reden, gleichviel ob man Haym beistimmen oder den Einfluss des ältern Mannes etwas geringer anschlagen mag. Doch ich darf nicht Haym's Buch charakterisiren; es geht mich hier nur an, so weit es den Satyros und Brey berührt.

Haym meint S. 530, mit dem »Jahrmarkt«, den Goethe nach Darmstadt geschickt hatte und von dem Caroline an Herder berichtet, sei der Pater Brey gemeint. Dass Carolinens Worte auf das Jahrmarktsfest nicht recht passen wollen, gebe Wilmanns in seinem Deutungsversuche zu. Zu dem Wilmanns'schen Deutungsversuche passen sie allerdings nicht recht, aber zu dem meinigen völlig: Leuchsenring kommt als Mardochai darin vor, und dem Freunde Merck wird in der Person des Ahasverus die Cour gemacht. Wann der Pater Brey entstand, ist oben zur Genüge besprochen.

Goethe's Satyros wird S. 375 in der Anmerkung erwähnt mit dem Zusatze: »Den Scherer neuerdings so seltsam zu deuten gesucht«. So seltsam? So seltsam, dass diese Deutung gar keiner Widerlegung werth? Wie, wenn ich aus dem Buche meines verehrten Collegen alle die Aeusserungen zusammenstellte, mit denen er mir Waffen in die Hand gibt? Aeusserungen, aus denen hervorgeht, wie viel Anhaltspunkte Merck und Goethe wirklich hatten, um Zweifel über das Glück zu hegen, qui attendait la pauvre compagne d'un homme aussi singulier que M.

Herder (S. 529)? Aber ich thue es nicht; denn zu meiner grossen Beruhigung kam über die einschlägigen Materien nichts Neues zu Tage; ich würde mich nur jetzt über manche Dinge viel entschiedener ausdrücken können, weil ich sehe, dass Haym die Thatsachen nicht anders darstellt, als sie mir erschienen waren. Ist ein so wohl vorbereitetes Werk, wie das gegenwärtige, in naher Aussicht, so legt sich ein halbwegs vorsichtiger Mensch die äusserste Zurückhaltung auf bei Gegenständen, die er von seinem Standpunkt aus unmöglich so durchdrungen haben kann, wie der aus der Stoffülle wirkende Biograph. Nur dies kann ich nicht umhin zu erwähnen, dass mir bei Haym's Schilderung der ersten Zusammenkunft zwischen Herder und dem Grafen Wilhelm zur Lippe (S. 459) unwillkürlich die Begegnung des Satyros mit Hermes einfiel, ohne dass ich übrigens nach wie vor auf meine nur zweifelnden Vermuthungen über Hermes und Eudora irgendwelches Gewicht legen möchte. Habe ich sie doch überhaupt nur vorgebracht, weil es Pflicht schien, alles irgend, wenn auch nur entfernt oder als Möglichkeit, Brauchbare herbeizuziehen.

Trotz der ganz beiläufigen Erwähnung meiner Hypothese scheint es mir — oder bilde ich mir das nur ein? — dass sie Haym stillschweigend zu widerlegen beabsichtigte. Auch er erklärt, wie Herr v. Loeper, in Bezug auf Herder's Verhältniss zu Goethe: »Keine Spur von Entfremdung« (S. 737). Durch erneuerten Hinweis auf die Spuren, die ich gefunden zu haben glaube, möchte ich den Leser nicht ermüden. Die gegenseitige Anerkennung nach aussen hin ist kein Beweis ungetrübter Freundschaft, sondern nur ein Beweis edler und grossherzig-freier Gesinnung, die ich übrigens gar nicht besonders loben möchte; ich sehe darin nur das Mass von Seelenadel, das ich jedem ordentlichen Menschen zutraue und von jedem verlange.

Der undatirte Brief Goethe's an Kestner (J. Goethe 1, 368 Nr. 67) lässt sich jetzt genauer fixiren. Merck ging am 7. Mai 1773 von Darmstadt weg (Haym S. 531 Anm. 2); nachdem er durch Frankfurt durchgekommen, schrieb Goethe jene Zeilen, worin er Herdern erwartet. Ob Herder's sich wirklich einfanden, wissen wir nicht; Haym S. 532 nimmt es an; hat er Recht, so folgt nichts daraus. Denn zu einem offenen Bruch ist es gewiss nicht gekommen in den »wunderbaren Scenen« zu Darmstadt, von denen Goethe (J. Goethe 1, 369) schreibt. Eine Parallele, die mir jetzt erst auffällt, sei jedoch hier an-gemerkt.

Goethe meldet aus »Darmst. Sonntag« (mithin 25. April, nicht »28. April« J. Goethe 1, 366; obgleich Kestner den Brief erst am 30. April erhalten hat) an Kestner: er wisse nicht vor Gewirre, toll und wunderbarem Leben, wo ihm der Kopf stehe, was er im Gedanken an die Trennung von den Freunden noch zu hoffen oder zu fürchten habe: »wie noch Hoffnung und Furcht ist. *Gott verzeih den Göttern die so mit uns spielen.* Auf dem Grabe — Ich will nichts davon wissen will alles vergessen«. Das Grab ist das Uraniens, welche vor wenig Tagen bestattet worden. Goethe hatte wohl Todesgedanken auf dem Grabe. »Meine arme Existenz starrt zum öden Fels«, sagt er am Tage des Begräbnisses. Auch der Einsiedler im Satyros, »wohl-gewöhnt zu leiden« — wie Goethe sich zum Ertragen willig und gelassener als jemals dünkt (J. Goethe 1, 368), — spricht in einem Augenblicke, wo er sein Ende vor sich zu sehen wähnt: »*Das Schicksal spielt mit unserm armen Kopf und Sinnen*«. Habe ich recht anzunehmen, dass der Satyros nur zum Privatspass für den Verfasser und Merck bestimmt war, so muss er ungefähr um diese Zeit, April oder Anfang Mai 1773, vor Merck's Abreise entstanden sein: denn Merck blieb bis zum 24. December weg

(Wagner I, XXIII). Um diese Zeit hat es auch besonders guten Sinn, wenn Goethe sich als Einsiedler concipirt, vgl. an Kestner (J. Goethe I, 366): »Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich bin allein«. Vgl. noch Frühzeit S. 46, 60.

Haym schlägt statt meiner Deutung des Satyros eine andere vor (S. 375), wenn auch nur als »der Erwägung nicht unwerth«. Er meint, das Stück könne auf Merck's furchtbaren häuslichen Kummer, die Untreue seiner Frau, die er 1774 entdeckte, zurückweisen. Wie? Eine entsetzliche Tragödie, die sein nächster Freund erlebt, wäre der Dichter im Stande, zum Gegenstand einer Posse zu wählen? Und was soll denn in dem Drama zurückweisen auf jenes traurige Factum? Doch wohl der *vergebliche* Verführungsversuch, den Satyros bei Eudora macht? Der Satyros wäre also eine schiefe Satire auf den unbekanntenen Verführer von Frau Merck?

Wichtiger ist für unsere Frage, was Haym S. 341 ff. über Herder's Verhältniss zu Rousseau beibringt. Aber auch darin finde ich nichts, was die Combination zwischen Herder und Rousseau, die Combination des Herder'schen und Rousseau'schen Urmenschen verböte, die ich für die Gestalt des Satyros annahm.

12. 12. 79.

